

Helene Sommerfeld

DAS LEBEN, EIN EWIGER TRAUM

DIE POLIZEIÄRZTIN

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autorinnen und Autoren und ihre Bücher
finden Sie unter www.dtv.de

Bitte beachten Sie auch die Personen- und
Kapitelübersicht auf S. 538–541



Originalausgabe 2021
© 2021 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Zitat auf Seite 5 aus: Irmgard Keun: Das kunstseidene Mädchen
© 1992 Claassen Verlag in der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
unter Verwendung von Motiven von Rekha/Arcangel
und akg-images/TT News Agency/SVT
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Bauer Bodoni 11,5/14,3
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26297-2

Das heißt, Glück zu haben –
nämlich einem Menschen zu begegnen
in den drei Minuten am Tage,
wo er gut ist.

Irmgard Keun, *Das kunstseidene Mädchen*

1919

DIE LÄNGSTE NACHT



Kein Laut, keine Schritte, keine Stimmen. Es war so ruhig, dass es wehtat. Als Magda in dieser verhängnisvollen Novembernacht das Fenster des Wohnzimmers schließen wollte, zog leichter Bodennebel durch die Gasse. Ein Hauch von Feuchtigkeit lag auf dem Kopfsteinpflaster, das im schwachen Licht der Gaslaternen schimmerte. In dem Fachwerkhaus, in dem sie wohnte, öffneten sich die Flügel nach außen. Sie musste sich deshalb hinausbeugen. Gerade jetzt rumpelte ein Kraftwagen durch die schmale Straße. Doch das Auto hielt nicht, es fuhr einfach vorbei. Das Tuckern seines Motors klang in der Stille der Nacht nach, und der Geruch des verbrannten Benzins schwebte wie eine vergebliche Hoffnung zwischen den sich eng gegenüberstehenden Häusern.

Viermal hell, elfmal dunkel schlugen die Glocken der St. Godehard-Basilika. Eine Stunde vor Mitternacht. Hildesheim schlief. Doch irgendwo da draußen war Bertram. Etwas hatte ihn aufgehalten. Oder jemand. Aber sie kannte ihn als einen Mann, der sich nicht aufhalten ließ.

Noch einmal sah Magda die Straße hinauf und hinunter. Keine Menschenseele war zu sehen. Mit einem schweren Seufzen ließ sie sich auf dem Sofa nieder.

Wenn sie doch nur ein Telefon hätten! Irgendwann im nächsten Jahr sollte es wohl so weit sein. Aber in Hildes-

heim hatte schließlich kaum jemand eines. Allenfalls Leute vom Rang des Bürgermeisters. Im Krankenhaus gab es immerhin schon zwei und auch eines auf Bertrams Dienststelle. Magdas Gedanken schweiften ab. Ein einziges Mal hatten Bertram und sie sogar ein Telefonat mit diesen Fernsprechern geführt. Sie als Ärztin und er als Staatsanwalt. Ganz dienstlich, sogar gesiezt hatten sie sich. Auch wenn sie schon längst verheiratet gewesen waren.

»Frau Stationsärztin«, hatte Bertram sie genannt.

Und sie hatte erwidert: »Wie kann ich Ihnen helfen, Herr Staatsanwalt?«

Die Erinnerung an diese unsinnige Förmlichkeit ließ sie lächeln. Wie lange mochte das her sein? Nicht lange, etwa kurz bevor sie festgestellt hatte, dass sie in anderen Umständen war. Also vor vier Wochen. Keinen weiteren Tag hatte sie gearbeitet, um jede Möglichkeit einer Infektion auszuschließen. Obwohl sie doch so hart gekämpft hatte, damit sie studieren und schließlich in dem Beruf arbeiten konnte, der ihr Lebensinhalt war. Seitdem war sie zuhause und es fühlte sich an wie eine lange Sommerfrische. Kochen für Bertram. Stricken und Häkeln für das Kind, das in ihr heranwuchs.

Die innere Unruhe trieb Magda hoch, sie legte noch zwei Briketts in den Ofen. Bertram würde mit Sicherheit vollkommen durchgefroren sein, wenn er endlich käme.

In dem einen Jahr, das sie nun verheiratet waren, war es noch nie vorgekommen, dass die Arbeit ihn die ganze Nacht über davon abgehalten hätte heimzukommen. Spät wurde es manches Mal, doch nie war es nach neun Uhr geworden. Schließlich war er ehrgeizig, klug und vor allem neugierig, wichtige Voraussetzungen in seinem Beruf. Soweit Magda wusste, beschäftigte ihn gerade der

Mord an einem Landstreicher, der auf der Baustelle des Hildesheimer Stadthafens gefunden worden war.

Das Läuten der Haustürglocke ließ Magda zusammenzucken, als hätte man ihr einen Schlag versetzt. Sie war wohl kurz eingenickt, hatte kein Auto kommen hören.

Bertram hat einen Schlüssel, das war ihr erster Gedanke. Er würde niemals läuten – schon gar nicht um diese Uhrzeit. Aber vielleicht hatte er ihn verlegt.

Mit der Petroleumlampe in der Hand ging sie die schmale Treppe von ihrer im ersten Stockwerk gelegenen Wohnung nach unten. Die Stufen knarrten unwirklich laut. Sie umfasste den Türgriff, kam nicht einmal auf die Idee, dass draußen jemand stehen könnte, den sie besser nicht einließ.

»Ich habe mir solche Sorgen ge...«

Es war nicht Bertram.

Magda kannte den Besucher. Seit ihrer Kindheit waren Conrad und Bertram Freunde und hatten gemeinsam Jura studiert. Allerdings hatte Conrad nach dem ersten Staatsexamen aufgehört und war in den Polizeidienst eingetreten und Kommissar geworden, während Bertram abgeschlossen hatte. Vor einigen Wochen, als ihr Mann hier seinen dreißigsten Geburtstag gefeiert hatte, war natürlich auch Conrad mit seiner Frau Anneliese unter den Gästen gewesen. Auch am letzten Sonntag waren sie zum Mittagessen gekommen. Dabei hatten die beiden Männer kurz über den Toten vom Stadthafen gesprochen. Als Magda hinzugekommen war, hatten sie das Thema gewechselt. Denn zuhause redete Bertram grundsätzlich nicht über seine Arbeit.

»Conrad«, sagte sie und stutzte. »Was machst du denn hier? Bertram hat gesagt, du hast die Grippe und liegst im Bett. Wo ist er überhaupt? Ich warte schon die halbe Nacht.«

»Magda ...« Dem Kommissar – stämmig wie ein Baum, stark wie ein Bär – traten Tränen in die Augen. »... wir haben ihn gefunden.«

Die wahre Bedeutung der Worte hatte Magda noch nicht begriffen, aber sie legte beide Hände schützend vor ihren Bauch, der sich noch kaum rundete.

Die Augen des Freundes ihres Mannes folgten der instinktiven Bewegung, mit der Magda das Ungeborene in ihrem Leib vergeblich vor einem Schicksal bewahren wollte, das in dieser schier endlosen Nacht festgelegt worden war. »Es ist furchtbar. Bertram ist tot.«

»Warum?«, fragte sie kaum hörbar. Es war das einzige Wort, das ihr einfiel. Es umschrieb alles. Warum wird mir der Mann genommen, den ich gerade erst geheiratet habe? Warum darf unser Kind seinen Vater nie kennenlernen? An die Frage, woran er gestorben war, dachte sie in diesem Augenblick noch gar nicht.

»Wir wissen es nicht.«

»Ja, natürlich«, antwortete sie. Die Antwort des Kommissars, so unvollständig sie auch war, erschien ihr logisch, gerade weil ein derart hinterhältiges Unglück keinen Sinn ergab. Sie strich über ihren Bauch. Als wollte sie fühlen, dass sie nicht allein war. Obwohl sie es von einer Minute zur anderen war.

»Also, ich meine«, korrigierte sich der stämmige Mann vorsichtig selbst, »wir wissen schon, wie Bertram starb, aber ...«

»Wie? War es ein Unfall mit dem Kraftwagen?«, unterbrach Magda ihn voller Ungeduld.

»Nein. Kein Unfall, Magda.« Der Polizist konnte nicht weitersprechen. Das Erlebte setzte ihm offenkundig sehr zu.

»Nein? Wie dann?« Sie sah zu ihm auf, in sein Gesicht,

das seinen inneren Kampf und seine Verzweiflung offenbarte. »Musste Bertram leiden? Oder blieb ihm das erspart?«

»Bertram saß ...« Die Worte auf den Lippen des hünenhaften Mannes versiegten kurz. »Er war verabredet. Eine Zeugenaussage, ein Treffen am Bahnhof, das ich vereinbart hatte. Aber meine Grippe ...«

Magda sah ihm an, dass er wirklich krank war.

»Ich übernehme das für dich. Wird nur eine Sache von ein paar Minuten sein. Um halb neun bin ich zuhause bei Magda«, hat er gesagt.« Wieder suchte der Freund nach Worten. »»Es geht doch nur um den ermordeten Landstreicher«, höre ich Bertram noch sagen.« Er wischte sich fast wütend die Tränen aus den Augen. »Und dann finden wir ihn erschossen in seinem Wagen. Man ermordet doch keinen Staatsanwalt. Himmelherrje noch mal!«

1920

STULLE FÜR DEN KOMMISSAR



Dieser Lärm! Diese vielen Menschen!

Berlin brüllte und boxte, hetzte und drängelte, schubste und stank. Dennoch bemühte Magda sich, einen Weg durch das mittägliche Gewühl auf dem viel zu schmalen Bahnsteig des Lehrter Bahnhofs zu finden. Wo kamen diese Menschenmassen her? Nie zuvor hatte sie so viele Leute auf einem Haufen gesehen. Sie hob den Arm, um dem Dienstmann, der geradewegs auf sie zukam, zu zeigen, dass sie ihn brauchte, damit er ihr den schweren Koffer abnahm. Ein eleganter Herr mit Bowler-Hut blickte sie kurz abschätzig an – und drückte dem Dienstmann sein eigenes Gepäck in die Hand. Weg waren beide. Magda war so verblüfft, dass sie stehen blieb. Prompt wurde sie angerempelt.

Dass jemand an ihrem Mantel zog, bemerkte sie zunächst kaum, und als sie sich umdrehte, sah sie niemanden, der sich für sie interessieren könnte.

»Kofen Se n Appel!«

Der Arm des kleinen Mädchens schien Magda vom Bahnsteig aus entgegenzuwachsen. Immer weiter näherte sich die Hand mit dem rotbackigen Apfel ihrem Gesicht.

»Du siehst doch: Ich habe keine Zeit.«

Sie war in der Tat spät dran. Kurz vor Berlin hatte der Novembersturm einen Baum auf das Gleis gestürzt, was

den D-Zug eine halbe Stunde aufgehalten hatte. Wahrscheinlich würde sie es deshalb nicht rechtzeitig zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz schaffen.

Magda eilte mit einem unbehaglichen Gefühl weiter. Nichts hätte sie lieber getan, als dem Kind etwas abzu kaufen, aber dies war der denkbar ungünstigste Moment. Obendrein hätte sie mitten im Gedränge entweder den Koffer mit ihrer Kleidung oder die Arzttasche abstellen müssen. Wie konnte das Kind nur auf die Idee kommen, hier seine Äpfel verkaufen zu wollen?

»N Groschen det Stück!«

Widerwillig verlangsamte Magda ihre Schritte, blickte hinab zu dem Mädchen, das neben ihr herrannte. Der Korb war noch voller Früchte, sein Gewicht zog den kleinen Körper schief. Wer bürdete einem Kind eine derart schwere Arbeit auf? Das war ein Verbrechen. Die Kleine würde davon krank werden! Dort, wo Magda gerade herkam, in Hildesheim, hatte der Krieg natürlich auch Armut gebracht. Aber sie sprang nicht derart ins Auge, weil die Menschen in der kleinen Stadt füreinander einstanden.

»Wie alt bist du?«, fragte Magda. Sie war jetzt doch stehen geblieben.

»Na jut: fünf Fennje«, sagte die Kleine.

Magda hörte nur: fünf. Das konnte nicht stimmen. Das Kind mochte höchstens vier sein. »Schickt dich dein Vater mit den Äpfeln los? Bist du nicht viel zu jung für eine solche Arbeit?«

»Wenn Se drei nehmen, kriegen Se die für zwee Groschen!«, rief das Mädchen.

Magda musste lachen. »Na, das ist ja mal eine lustige Rechnung. Ich kaufe dir einen ab.« Sie setzte den Koffer ab, griff in die Tasche ihres Mantels, holte ihre Geldbörse

hervor, tauschte Münze gegen Frucht und sah dabei der Kleinen ins Gesicht.

Ihre Haut war schneeweiß, die Augen lagen in schattigen Höhlen, nur auf die Wangen hatte die Anstrengung rote Tupfen gezeichnet. Obwohl es empfindlich kalt war, trug die Kleine weder Mantel noch Kopftuch oder Mütze. Ihr kurzes struppiges Haar leuchtete ungewöhnlich, gelb wie Wachs war es. Ihre Augen waren kristallblau. Nicht der Anflug eines Lächelns lag darin. Es sind alte Augen, dachte Magda und erschrak bei dem Gedanken.

»Wie heißt du?«, fragte Magda. Aber da war die Kleine mitsamt ihrer schweren Fracht schon im Gewühl verschwunden.

Als sie sich nach ihrem Koffer bückte, war er weg.

Ringsum brodelte das geschäftige Treiben, doch Magda stand einfach nur da und ließ sich von allen Seiten knuffen und schubsen. Ihre gesamte Wechselkleidung war verloren. Nur das, was sie am Körper trug, war ihr geblieben.

Was habe ich mir eigentlich dabei gedacht, als ich diese Arbeit angenommen habe?, schoss es ihr durch den Kopf. Wie soll ich in dieser Stadt zurechtkommen?

Die Menschen um sie herum hasteten vorbei. Krumme Rücken. Müde Gesichter. Blass. Ausgemergelt. Aber sie gingen festen Schrittes weiter. Einfach weiter. Immer weiter.

Ja, was denn auch sonst, dachte sie und umfasste den Griff ihrer Arzttasche fester. Sie durfte nicht aufgeben. Ein gestohlener Koffer war eine Kleinigkeit. Verglichen mit ihrer Vergangenheit, der sie entkommen wollte. Hier, in dieser Riesenstadt, hatte sie vor zu vergessen, was geschehen war. Weil sie niemanden und nichts kannte. Während sie in Hildesheim jede Straße, jedes Haus, jeder

Baum an Bertram erinnerte. Ein Neuanfang. Nun ja, zumindest der Versuch, ihn zu wagen. Denn sie hatte ihrer Schwester versprechen müssen zurückzukehren, wenn sie spüren sollte, dass sie es nicht schaffte. Aber der Gedanke an Christa und ihre übergroße Fürsorglichkeit gehörte nicht hierher.

Schließlich war sie jetzt in Berlin und fest entschlossen, sich von so einem dummen Diebstahl nicht unterkriegen zu lassen. Das bisschen Witwenkleidung! Magda atmete durch und trat aus dem Bahnhofsgebäude. Die fremde Stadt empfing sie mit Nieselregen, der ihr mit einem Windstoß ins Gesicht geweht wurde.

»Zu wem wollen Sie?« Der Beamte in der viel zu oft gewaschenen Polizeiuniform blickte Magda wie ein schlecht gelaunter und übermüdeteter Wachhund an. Er saß in einer dunklen Ecke im Eingang hinter einer Glasscheibe mit der Aufschrift *Polizeipräsidium Anmeldung*.

Von der Stadtbahnstation Alexanderplatz kommend hatte Magda sich darüber gefreut, wie einfach das Polizeipräsidium zu finden gewesen war. Nicht nur, dass der Bau aus rotem Backstein mit seinen vier Stockwerken und den plumpen Türmchen an den Ecken – den die Berliner die Rote Burg nannten – kaum zu übersehen war. Der Eingang lag, praktisch für alle Ankommenden, in der schmalen Dircksenstraße, die parallel zu der auf einem Hochgleis fahrenden Bahn verlief.

»Ich möchte zu Kommissar Wagner. Ich bin ...«

Den Satz zu vollenden gelang Magda nicht, denn der so schläfrig wirkende Beamte schnitt ihr das Wort ab:
»Name.«

»Magda Fuchs. Ich bin ...«

»Wollen Sie nen Mord melden?«

»Nein. Ich bin die neue Polizeiärztin. Aber ich ...«

»Sind Se neu? Hätten Se gleich sagen sollen. Hier sind Se falsch. Det is der Eingang fürs Publikum. Jibt zwee für Leute wie Sie.«

Magda war so verblüfft, dass sie nichts erwiderte.

»Kommen Se.« Damit schob der Mann seinen spindel-dürren Leib aus dem Verschlag heraus. Da ihm ein Bein fehlte, stützte er sich auf zwei Holzkrücken, die er sich unter die Achseln klemmte. Er öffnete eine Glastür und deutete mit einer Krücke in einen langen Gang. »Immer jeradeaus. Dritter Quergang rechts, zweiter links, erster Stock, fünfte Tür links. Allet Jute, Frau Dokta.« Damit ließ er sie stehen.

Nach dem zweiten Quergang begann Magda den Aufbau des Präsidiums zu verstehen: Um möglichst viele Büros auf wenig Raum unterzubringen, hatte man sie um winzige Innenhöfe gruppiert. Auf den verbindenden Gängen begegneten ihr unzählige streng blickende Herren in Anzügen und mit Hüten auf dem Kopf, aber kaum eine Frau. Und obwohl Magda so spät dran war, hatte sie das Gefühl, sich vor dem ersten Gespräch mit dem Kommissar zumindest ein wenig herrichten zu müssen. Doch die Toiletten, an denen sie vorbeikam, waren alleamt mit einem breitbeinigen H beschriftet. Kein einziges weiches D.

Als sie den vermutlich einzigen Rückzugsraum für Damen endlich gefunden hatte, blickte sie ihr müdes, abgekämpftes Gesicht aus dem Spiegel an. Ihr volles kastanienbraunes, leicht gelocktes Haar hatte schon immer vieler Haarnadeln bedurft, um im Zaun gehalten zu werden. Gerade wehrte es sich mit aller Macht gegen den schwarzen Hut, der es niederdrückte. Die Schatten unter ihren hellblauen Augen, die sich dort seit Bertrams Tod wie Trauer-

gäste niedergelassen hatten, die nicht heimgehen wollten, waren noch dunkler. Rasch puderte sie ihr Gesicht, nötigte das widerspenstige Haar in einen strengen Knoten am Hinterkopf und stülpte den Hut über.

»Frau Polizeiarztin«, sagte sie halblaut in das sie kritisch aus dem trüben Spiegel ansehende Gesicht. Und hörte die vorwurfsvollen, aber lieb gemeinten Abschiedsworte ihrer Schwester heute in aller Früh auf dem Hildesheimer Bahnhof: »Du bist doch nicht bei Trost, dir das anzutun, Magda.«

»Ich will nicht länger in meiner Trauer ertrinken, Christa«, hatte sie entgegnet. Jetzt reckte sie das Kinn, packte die Arzttasche und machte sich auf die Suche nach dem irgendwo in den Tiefen dieses riesigen Gebäudes verborgenen Herrn Wagner.

Die Flure schienen eng und verwinkelt wie Maulwurfgänge. Dann wieder tat sich plötzlich eine lange Flucht auf, die auf Magda wirkte, als würden die Wände sich am Ende des Flurs berühren. Auf dem Boden aus grauem Linoleum, der scharf nach Bohnerwachs roch, quietschten Magdas schnelle Schritte. Alle Türen waren geschlossen.

Sollte das etwa ihr täglicher Arbeitsplatz werden? Das hatte sie sich anders vorgestellt. Wenngleich sie sich eingestand, dass sie sich eigentlich gar keine konkrete Vorstellung vom Inneren des weit über die Berliner Stadtgrenzen hinaus bekannten Polizeipräsidiums der Hauptstadt gemacht hatte.

Über die Annonce in der *Medizinischen Wochenschrift* war sie nur deshalb gestolpert, weil es geheißen hatte: *Polizeiarzt (weibl.) gesucht*. Stellen, die gezielt für Ärztinnen ausgelobt wurden, waren eine Seltenheit. Aufgegeben

hatte das Inserat das Berliner Gesundheitsamt, das künftig für sie zuständig war. Doch in ihrem Vertrag hieß es, sie würde bis auf Weiteres dem Polizeipräsidium zugeordnet sein. Sie solle sich dort mit einem Kommissar Wagner in Verbindung setzen, hatte im Anschreiben gestanden, und Magda rief ihn an. Das Telefonat war kurz gewesen: »Dann kommen Sie Mittwoch um halb zwölf vorbei.« Ein Sprung ins kalte Wasser.

Während sie die langen Gänge entlanghastete, blieb ihr Blick immer kurz an den Namensschildern haften. Und da stand es endlich: *Ernst Wagner. Kommissar*. Sie klopfte. Niemand antwortete.

Es war inzwischen fast halb eins. Vorsichtig öffnete sie die Tür und lugte in den Raum. »Guten Tag!« Es klang mehr wie eine Frage.

Immer noch keine Reaktion.

Sie öffnete die Tür ein bisschen weiter und trat langsam ein.

Der große Schreibtisch stand quer vor dem für den Raum viel zu kleinen Fenster – auch hier drinnen also: eine Burg. Mitten auf dem Tisch ein Teller mit einem halb aufgegessenen Stück Sahnetorte. Darum verteilt Aktenordner, Fotografien, Papiere und Zettel mit einer Handschrift, die einen eigenwilligen Geist verriet. Ein Sofa aus ausgebleichtem grünem Stoff und zwei Sessel verströmten eine für einen solchen Raum etwas befremdliche Gemütlichkeit. Gleich neben dem Schreibtisch befand sich eine Tür, grau wie offenbar alle Türen hier und nur angelehnt. Von dort erklang das Stakkatogewitter einer Schreibmaschine. Und im selben Moment dröhnte draußen die Stadtbahn auf ihrem Hochgleis vorbei, das parallel zur Dircksenstraße auf Höhe des ersten Stockwerks verlief. Es war so laut, dass es durch die geschlossenen Fenster drang.

Magda klopfte. Wiederholte ihr leicht fragendes »Guten Tag«.

»Immer nur rinn in die jute Stube!«, kam es zurück, und die Maschine verstummte.

Hinter einem fast ebenso wuchtigen Tisch wie im Nebenzimmer lugte eine Frau über ihre Schreibmaschine. Sie schob sich die Brille mit den dicken Gläsern auf die Nasenspitze und sah Magda darüber hinweg an. Ihr Blick fiel auf die Arzttasche. »Na, sind Se nu endlich da?«

Das Haar der Sekretärin war zu einem runden Knoten gebunden, was ihr volles weiches Gesicht noch mütterlicher erscheinen ließ.

»Der Herr Kommissar is schon wech.«

»Das tut mir leid. Mein Zug hatte Verspätung. Sonst wäre ich schon vor einer Stunde hier gewesen.«

»Is ja ein Mistwetter. Eben November. Waren Se schon in Ihrer Pension?«

»Ich habe noch keine.«

»Und Ihr Jepäck lassen Se hier in die Burg schicken?«

»Ich habe nur die Tasche.« Es erschien Magda unpassend jetzt zu erwähnen, dass der Koffer gestohlen worden war. Was machte denn das für einen Eindruck, wenn sie, die künftige Polizeiärztin, sich beklaueen ließ, kaum, dass sie in Berlin angekommen war?

»Wollen Se denn nich länger bleiben?«

Das grelle Läuten des Telefons verhinderte zum Glück Magdas Antwort. Sie hätte ihre gedrückte Stimmung in diesem Moment wohl kaum verbergen können.

Das Gesicht der Sekretärin wurde förmlich, während sie den schweren Hörer von der Gabel eines Telefons nahm. Ein modernes Gerät, wie Magda es noch nicht

kannte. »Polizeipräsidium. Vorzimmer Kommissar Wagner. Sie sprechen mit Frau Krawinski. Ich höre.«

Aus dem schwer in der schmalen Hand der Sekretärin liegenden Hörer drang eine kräftige Männerstimme. Bei deren ersten Worten zeigte sich erneut eine Veränderung auf dem Gesicht der Frau, die Magda auf Mitte vierzig schätzte. Sie lächelte kaum merklich, wurde sogleich wieder ernst und blickte im selben Moment Magda an, wobei sie nickte: »Ja, Frau Fuchs steht neben mir. Das Wetter hat se aufgehhalten. Is ja ne weite Reise.« Sie lauschte wieder. »Ja, sag ich ihr, Herr Kommissar. Ich schick se zu Ihnen.« Sie legte auf. »Sie sollen gleich zum Herrn Kommissar fahren. Wieder 'n Mord.«

Wenn Tote gefunden wurden, war dafür die Gerichtsmedizin zuständig. So kannte Magda es zumindest aus Hildesheim, wo es keine Polizeiärzte gab. »Mord? Wieso Mord?«, fragte sie. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie als Polizeiärztin mit schweren Verbrechen zu tun haben könnte.

Frau Krawinski sah sie irritiert an. »Das hier is der Mordbereitschaftsdienst. Jeden Tag haben wir mindestens zwei Morde. Der arme Herr Kommissar, nie kommt er zur Ruhe.« Frau Krawinski klang, als sorgte allein ihr Vorgesetzter in der Stadt für Ordnung.

»Ich bin keine Pathologin«, sagte Magda. Hatte sie sich etwa falsche Vorstellungen von der Stelle gemacht?

Frau Krawinski überhörte die Bemerkung. »Muskauer Straße. Das is in der Luisenstadt. Da erwartet der Herr Kommissar Sie.« Sie drehte sich um und Magda rechnete damit, einen Stadtplan in die Hand gedrückt zu bekommen. Stattdessen streckte ihr die Frau ein Päckchen entgegen. »Bringen Se doch bitte dem Herrn Kommissar seine Stulle mit. Er hat ja nich mal Mittagspause jehabt wegen der vielen Toten.«

»Selbstverständlich, mache ich.« Aus dem Butterbrot-papier stieg der köstliche Duft von Cervelatwurst in Magdas Nase. Sie hatte den Eindruck, das Überbringen des Brots war für Frau Krawinski viel wichtiger als ihre Anwesenheit am Ort des Geschehens. »Wie komme ich denn in die Moskauer Straße?«

»Muskauer«, verbesserte die Sekretärin. »Na, da nehmen Sie die Fahrbereitschaft. Sagen Sie, Sie müssen zum Herrn Kommissar. Die wissen dann schon.« Frau Krawinski schob sich ihre Brille vor die Augen und begann mit sehr flinken Fingern auf ihrer Schreibmaschine zu tippen.

Nur zehn Minuten später hielt der dunkelblaue Wagen der Polizeifahrbereitschaft. »Irgendwo da drinnen ist er«, sagte der Fahrer. »Übersehen können Sie den nicht.«

Magda ersparte sich die Nachfrage, wie der grau uniformierte Fahrer, der sie in halsbrecherischem Tempo kutschiert hatte, das meinte. Nach dieser Fahrt war ihr ohnehin nicht mehr nach Reden zumute. Noch nie hatte sie einen Mann so ohne Punkt und Komma schwadronieren hören. Dabei hätte er seine Erkenntnisse in zwei Sätzen zusammenfassen können: »Et wird imma schlimma mit Balin.« Und: »Fahren Sie lieba zurück von wo Sie kommen.«

Das Haus, vor dem Magda stand, war recht neu, vielleicht dreißig Jahre alt, aus den Glanzzeiten des Kaiserreichs, vier Etagen, Stuck an allen Fenstern. Sie drehte sich kurz um, sah die Straße hinauf und hinunter. Das war ihr schon während der Fahrt aufgefallen: Wie großzügig die Berliner Straßen waren. Chausseen mit hohen kahlen Bäumen, sogar breiter als die Landstraßen rund um Hildesheim. Und selbst hier, wo die hohen Miets-

häuser mit den fast gleichförmigen Fassaden Schulter an Schulter standen, war die Straße breit und schnurgerade.

Das gesuchte Haus hatte einen Haupteingang und eine Tordurchfahrt. Zwar war auf der Straße niemand zu sehen, doch aus dem Durchgang waren Kinderstimmen zu hören. Sie würde den Kommissar im zweiten Hinterhof finden, hatte der Fahrer gesagt.

Zahllose Kinder suchten im Durchgang vor dem Regen Schutz. Keines älter als sieben, acht Jahre, alle zu dünn angezogen, die meisten barfuß, einige in löchrigen Strümpfen. Obwohl es so kalt und feucht war. Nur ein älterer Junge in zu kurzer Hose hatte ein komplettes Paar viel zu großer Schuhe an den Füßen. Die Kinder beobachteten jeden von Magdas Schritten mit hungrigen Augen. Sie schienen ihre Unsicherheit zu spüren und sich untereinander mit Blicken zu verständigen. Dann trat der mit den Schuhen vor. Wortlos streckte er Magda seine Kinderhand entgegen. Als wollte er sie begrüßen. Doch die schmutzig graue Innenseite war wie eine kleine Schale nach oben geöffnet, die gefüllt werden wollte. Nun folgten andere seinem Beispiel.

Diese unverhohlene Bettelei, die zugleich so nachvollziehbar war, weil die Kinder vollkommen heruntergekommen waren, erschreckte Magda. Sie kam sich hilflos vor. Allen hätte sie Geld in die kleinen Hände drücken mögen und ahnte, dass der Junge mit den Schuhen alles einstecken würde. Fast meinte sie, er könnte wie ein ausgehungertes Hund das Brot mit der Cervelatwurst in ihrer Manteltasche riechen.

Es war kein Durchkommen.

»Wo ist der Kommissar?« Magda legte alle Strenge in ihre Stimme, die sie in diesem Moment aufbringen konnte.

Der Junge hob die Hand, die ein Almosen einforderte, etwas höher, in Richtung ihres Gesichts. Und verlor kein Wort. Die anderen Kinder umschlossen sie jetzt in einem engen Kreis. Der Apfel in ihrer Manteltasche, der vom Bahnhof! Sie holte ihn hervor, und er wurde ihr prompt von einem kleinen Jungen entrissen. Sofort stürzten sich die anderen auf den Knirps. Eine wilde Rangelei begann. Doch zumindest ließen sie Magda in Ruhe.

Eine zweite Tordurchfahrt führte in einen weiteren Hinterhof, der von schmucklosen grauen, von Fenstern durchbrochenen Mauern umzingelt war. Auch hier Kinder, die sie voller Argwohn beäugten. Hinten in der Ecke stand ein Uniformierter vor einem Eingang, der offensichtlich in den Keller des Hauses führte.

»Ich suche Kommissar Wagner«, sagte Magda, während sie sich fragte, weshalb der Polizist eine Kellertür bewachte.

Der Mann musterte sie. »Wat wolln Se von dem?«

»Ich bin Magda ...« Sie brach ab und setzte nach einem kurzen Räuspern neu an. Entschlossener. »Fuchs. Polizeiärztin.« Es klang selbst in ihren eigenen Ohren fremd.

»Strobel, lassen Se die Frau Doktor rein!« Eine tiefe, satt klingende Männerstimme kam aus dem Dunkel hinter der Kellertür.

Das Novemberlicht, in dem die Stadt lag, war ohnehin grau. Viel zu wenig davon fiel in den Hinterhof. Kaum noch etwas drang bis in das Verlies vor, in das Magda ein paar Stufen hinunterging. Zum Dämmerlicht gesellte sich der Geruch von Feuchtigkeit. Beides zusammen gab Magda das Gefühl, eher ein Grab als eine Wohnung zu betreten. Sie rief sich zur Ordnung; schließlich lag ein sol-

cher Vergleich nahe, wenn man den Schauplatz eines Mordes betrat.

Doch es handelte sich zweifellos um eine Wohnung, so klein sie auch war. Allmählich konnte Magda zwei Betten mit dicken Decken – offensichtlich aus Stroh –, einen Tisch, zwei Stühle, Pappkoffer und Kisten ausmachen, hinten an der Wand befand sich ein Wasserauslass mit Blechbecken. Ein kleiner Ofen, dessen Abgasrohr durch das Kellerfenster in den Hof führte. Es war kaum zu glauben, dass hier Menschen wohnten.

In der Enge der Wohnung wirkte der massige Mann mit Hut und Mantel, der ihr die Hand entgegenstreckte, wie ein Eindringling. »Kommissar Wagner«, sagte er. »Willkommen. Sie sind also Frau Doktor Fuchs.« In seiner sonoren Männerstimme lag Autorität.

Wagner musste den Kopf einziehen, um in der niedrigen Kellerwohnung überhaupt aufrecht stehen zu können. Seinen Hut wollte er offensichtlich dennoch nicht abnehmen.

»Nur Fuchs«, erwiderte Magda. »Ich habe keinen Titel.«

»Ich sage Frau Doktor zu Ihnen. Klingt besser in so einer Umgebung. Man muss hier für Respekt sorgen.«

Wagners Gesicht konnte sie eher errahnen als sehen, er mochte etwa vierzig sein.

»Was ist hier geschehen?«, fragte sie. Die feuchte Luft machte das Atmen schwer.

Wagner machte eine Geste in Richtung der Betten. »Ehegattenmord.«

Wegen der schlechten Lichtverhältnisse sah es aus, als würde der Körper des Mannes mit dem Bett verschmelzen, auf dem er bäuchlings lag. Der Schatten neben dem Ofen verschluckte die zweite Leiche und Magda nahm sie

nur deshalb wahr, weil ein Mann daneben kniete, der sich nun erhob.

»Doktor Wenzel vom gerichtsmedizinischen Bereitschaftsdienst«, stellte Kommissar Wagner ihn vor.

Wenzel nickte einen flüchtigen Gruß. »Für Sie die Lebenden, für mich die Toten«, sagte er und wandte sich an Wagner: »Die Frau hat erst ihren Gemahl hinterrücks erstochen und sich dann die Adern aufgeschnitten. Nur ein Kind hat überlebt.« Er trat zur Seite. »Wenn Sie sich bemühen möchten, Frau Kollegin.«

Von dem in Decken gewickelten Säugling war kaum mehr als das Gesicht zu sehen; er schien trotz des Wirbels um ihn herum fest zu schlafen. Angesichts der schlechten Lichtverhältnisse war auf den ersten Blick nicht einmal sicher zu sagen, ob das Kind lebte. Doch die Merkmale der Mangelernährung im Gesicht des Kindes waren unübersehbar: blutig eingerissene Mundwinkel und Wassereinlagerungen, sogenannte Hungerödeme. Magda öffnete ihre Arzttasche, nahm das Stethoskop heraus und schob die Lumpen, in die das Kind gewickelt war, behutsam beiseite. Das winzige entkräftete Lebewesen öffnete die Augen einen kleinen Spalt und schloss sie sogleich wieder.

»Darf ich kurz um Ruhe bitten?«, sagte Magda, um die Herztöne hören zu können.

Die Kontraktionen eines gesunden Lebensmuskels hatten etwas Kraftvolles, Beruhigendes. Obwohl Magda es schon so oft gehört hatte, mutete der Rhythmus, den ein Mensch aus sich selbst hervorbrachte, wie ein Wunder an. Doch dieses kleine Herz kämpfte um jedes Pulsieren, es kam aus dem Takt, stolperte, versuchte es erneut. Lange würde es nicht mehr die Kraft haben durchzuhalten. Im Gesicht waren die Wassereinlagerungen offensichtlich.

Doch Herz und Lunge eines derart unterernährten Säuglings waren in aller Regel ebenso geschädigt.

Vorsichtig drehte Magda den winzigen Körper herum und horchte die Lunge ab. Das Organ, das dem Herzen zuarbeitete, bekam kaum noch Luft. Es klang wie ein leises Gurgeln. Sie wickelte das Kind wieder ein, nahm es hoch. Vor allem in den Augen des Kollegen Wenzel las sie, was auch ohne Stethoskop offenbar war.

»Die Folgen des Hungers sind unser tägliches Brot, Frau Doktor«, sagte Kommissar Wagner. Seine Stimme war nun deutlich leiser.

Im Hof hatte sich inzwischen eine Handvoll Erwachsener eingefunden. Sie reckten die Köpfe, wirkten aber nicht übermäßig neugierig. Eher so, als wären sie nicht überrascht davon, welche Tragödie in ihrer Nachbarschaft geschehen war.

»Kennt jemand das Ehepaar Lebert?« Wagners voluminöse Stimme füllte den Hof, als sie die Kellerwohnung verließen.

»Amalie is meene Schwester«, sagte eine junge Frau in grober schwarzer Kleidung mit Schürze. »Wat is mit ihr?«

»Tot ist sie, gute Frau«, antwortete Kommissar Wagner. »Hat ihren Mann umgebracht.«

»Det war n Schwein. Hat nich jegloobt, dat Grete von ihm is. Jesoffen und jestritten hat er«, sagte die Schwester der Toten.

Die Umstehenden nickten.

»Lebt Gretchen?«, fragte die Frau.

Wagners Blick gab Magda das Wort.

»Sie ist sehr schwach. Sie muss ins Krankenhaus.«

»Strobel, bring die Tante und das Kind in die Charité«, sagte Wagner. »Ich darf, Frau Doktor?« Damit nahm er

ihr das Kind aus dem Arm und reichte es der Schwester der Toten.

Das ging so schnell, dass die überraschte Magda ihre Sprache noch nicht wiedergefunden hatte, als der Schupo bereits mit den beiden verschwand.

Anstatt sein rücksichtsloses Verhalten zu rechtfertigen, fragte Wagner übergangslos: »Hat Frau Krawinski Ihnen was für mich mitgegeben?«

Magda war von diesem abrupten Themenwechsel kurz überfordert. Dann begriff sie und reichte ihm das Wurstbrot. Wagner wickelte es aus, biss hinein. Wo er war, wer anwesend war und was hier geschehen war, schien ihm einerlei zu sein.

Jetzt endlich sah sie sein Gesicht deutlich. Es war vollkommen glattrasiert, rund, mit einem Doppelkinn. Bei seinem Alter hatte sie wohl richtiggelegen.

»Ich muss los. Wir sehen uns im Präsidium. Schönen Tag noch, Frau Doktor«, sagte er mit halbvollem Mund und marschierte durch den Hof, quer durch die Kinderschar. Wie zufällig ließ er das Brot fallen. Es landete nur deshalb nicht auf dem Boden, weil sofort ein Junge herbeisprang, um es aufzufangen.

Kommissar Wagners Schreibtisch in der Roten Burg war noch verwaist. Im Vorbeigehen fiel Magdas Blick auf eine Wand mit Fotos. Ausschließlich Männerköpfe, die aus drei Perspektiven fotografiert worden waren. Eins von jeder Seite, das mittlere frontal, daneben das Maßband für die Körpergröße. Die Männer starrten den Betrachter direkt an und sahen dennoch aus, als blickten sie ins Nichts. Gepflegte, verwahrloste, kahlköpfige, vollbärtige Gesichter. Da sie dem Schreibtisch gegenüber mit Stecknadeln an der Tapete festgemacht worden waren, konnte

Wagner den Augen der Festgenommenen nicht entgehen, wenn er arbeitete. Verbrecheraugen, die ihn nie losließen. Magda mochte sich nicht vorstellen, so arbeiten zu müssen.

Frau Krawinskis Finger flogen über die Tasten ihrer Schreibmaschine. Als sie Magda eintreten sah, hielt sie inne, schob die Brille auf die Nasenspitze und lächelte vorsichtig. »War et schlimm?«, fragte sie.

Magda hatte sich diese Frage noch gar nicht gestellt. Am treffendsten wäre wohl gewesen zu antworten: Die ganze Stadt ist schlimm. Stattdessen sagte sie: »Ein Menschenleben scheint hier nicht viel wert zu sein.«

Frau Krawinski stutzte. »Det trifft et wohl janz jut«, sagte sie. »Der Herr Kommissar is nich mitjekommen?«

Magda schüttelte den Kopf.

»Werden Se nun bleiben? Oder nich?«, fragte Frau Krawinski.

»Wie meinen Sie das?«

»Mit so wenig Jepak wie Se reisen ...« Die Sekretärin deutete auf Magdas Tasche. »Da können Se ja heute noch zurück nach Hildesheim. Da isses bestimmt schöner als hier.« Sie lächelte liebenswürdig. Als wollte sie sagen: Noch können Sie es sich anders überlegen.

»Ich mache das hier«, stieß Magda hervor.

»Gut«, erwiderte Frau Krawinski.

Einfach nur: gut. Für eine Ermutigung war das ein wenig dürftig.

»Sie brauchen ne Pension, nich wahr?« Die Sekretärin schob Magda eine Zeitung hin und deutete mit dem Bleistift auf die zahllosen Anzeigen unter der Rubrik *Pensionen und möblierte Zimmer*. »Sie haben freie Auswahl.«

Das Papier war übersät mit den eng unter- und nebeneinander platzierten Inseraten. Magdas Blick irrte ratlos über die Seite. Woran sollte sie sich orientieren?

»Alleinstehende Damen nimmt kaum eine Zimmerwirtin«, sagte Frau Krawinski und hielt über der Tastatur ihrer Maschine kurz inne. »Die wollen nur Herren.«

»Wieso das denn?«

Mit ihrer Antwort wusste Magda nichts anzufangen: »Jibt solche und solche Damen. Die andere Sorte will keener. Aber die werden Se schon bald kennenlernen, wenn Se Polizeiärztin sind.«

Magdas Aufmerksamkeit blieb an einem Inserat hängen. *Neu! Pension Bleibtreu. Fußläufig Kurfürstendamm. Gepflegte Zimmer. Nur an Damen von tadellosem Ruf.*

»Wissen Sie, wo die Bleibtreustraße ist?«, fragte sie Frau Krawinski.

»Mit der Stadtbahn fahrn Se durch bis Savignyplatz. Da können Se nich verloren gehen.«

Wie zur Bekräftigung ihrer Worte brauste wieder die Bahn auf ihrem Hochgleis vorbei.

»Pension Bleibtreu«, das klang nach einem Ort, der den Heimatlosen in der Großstadt Geborgenheit versprach.

HUNGER NACH LEBEN



»Pension Bleibtreu«. Kein schlechter Name, den sich ihre Mutter ausgedacht hatte. Das musste Celia zugeben. Damit erschöpfte sich ihre Begeisterung aber auch schon. Ganz langsam und mit spitzen Fingern schob sie die *Berliner Morgenpost* von sich, die zwischen ihr und ihrer Mutter auf dem Tisch im kleinen Salon lag. Auf dem polierten leicht rötlichen, mit Intarsien verzierten Kirschholz wirkte die Anzeigenseite der Tageszeitung wie ein Eindringling.

»Das hältst du für eine gute Idee, Mutter«, stellte sie mehr fest, als dass sie fragte. Innerlich kochte sie vor Empörung. Allerdings kannte Celia ihre Mutter gut genug, um zu wissen, dass sie gegen sie nicht ankam. Nicht einmal ansatzweise. Darin lag ja das Problem. Gewissermaßen das Problem ihres Lebens, das ihr gerade wieder vor Augen geführt wurde.

»Es geht nicht darum, ob es eine gute Idee ist, Celia. Ich muss vielmehr dafür sorgen, dass Geld ins Haus kommt.« Agnes Fahrland reckte ihr Kinn noch ein wenig höher.

Ihre Tochter kannte diese Geste zur Genüge und sah darin nur Stolz und Rechthaberei. Und nicht das, was ihre Mutter damit auszudrücken gedachte: die Überlegenheit alten ostpreußischen Adels, dem sie entstammte und der ihr anzusehen war. Mit ihren bald fünfzig Jahren

war sie immer noch gertenschlank, das weizenblonde Haar zu einem strengen Knoten gebunden. Heute trug sie ein türkisblaues Korsagenkleid. Celia fand die Farbe überaus passend; sie spiegelte die Gefühlskälte ihrer Mutter wider.

»Diese Wohnung ist unser Zuhause«, sagte Celia.

»Es *war* deines. Diese Zeiten sind vorbei. Du hast ein eigenes Heim. Dass du es scheust, ist eine Schmach, die du auch mir fortwährend bereitest.«

»Eine Schmach ist, dass du mir vorschreibst, wie ich mein Leben zu führen habe, Mutter. Wenn du nicht hintertrieben hättest, dass ich Medizin studiere, hätte ich schon bald als Ärztin mein eigenes Geld verdient«, schnappte Celia.

»Nicht schon wieder dieses unerquickliche Thema«, sagte Agnes Fahrland. »Zurück zum eigentlichen Grund unseres Gesprächs. Ich habe Liesl angewiesen, die wenigen persönlichen Sachen aus deinem früheren Jugendzimmer zu entfernen.«

»Das heißt, auch mein Zimmer wird an Gäste vermietet?«

»Wozu solltest du hier noch ein Zimmer haben?«

Nicht um dir, sondern um Vater nah zu sein. Um einen Zufluchtsort zu haben. Um ... Ach, es hat keinen Sinn, sich an die Vergangenheit zu klammern, dachte Celia resigniert.

Sie hielt es auf dem mit goldgelbem Samt bezogenen Stuhl kaum mehr aus. Auf diesem Möbelstück konnte man ohnehin nicht sitzen, ohne dass nach einer Viertelstunde der Rücken schmerzte. Es zwang jeden am Tisch in eine aufrecht steife Haltung. Obwohl der kleine Salon ausdrücklich für den Nachmittagstee eingerichtet war, bei dem eigentlich entspannt geplaudert wurde. Celia konnte

sich an keine solche Runde erinnern. Und gelöst hatte sie ihre Mutter noch nie erlebt.

»Ich musste alle Räume zur Disposition stellen«, sagte Agnes Fahrland.

»Findest du es nicht selbst eigentümlich, hier mit fremden Menschen zu wohnen?«

Ihre Mutter schnipste einen nicht vorhandenen Fussel von ihrem türkisblauen Kleid. »Celia, die Haushälterin habe ich schon entlassen. Soll ich deinen Vater ohne Köchin und die beiden Dienstmädchen versorgen?«

Das waren nachvollziehbare Argumente, doch Celia hätte sich gewünscht, von ihrer Mutter in solche Entscheidungen einbezogen zu werden. Vielleicht hätte es ja andere Möglichkeiten gegeben. Immerhin war Celia mit einem vermögenden Bankier verheiratet. Wenngleich auch wider Willen. Derart übergangen zu werden zeigte ihr erneut, dass ihre Mutter sie nach wie vor für ein Kind hielt. Trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre.

»Wann sollen die ersten Logiergäste hier eintreffen?«, fragte Celia.

»Ich denke, dies wird heute der Fall sein. Ich behalte mir natürlich eine eingehende Prüfung der betreffenden Damen vor.«

»Welchen Kriterien müssen sie denn entsprechen, die Damen, damit sie deinem scharfen Blick standhalten?«

»Dieselben, die ich an jeden anlege, der die Füße bislang unter unseren Tisch gestreckt hat.«

Celia lachte laut auf. »Es wird jeder der Damen ein Genuss sein, dies zu tun.« Sie wusste, wie fruchtlos ihre Ironie war. »Du entschuldigst mich bitte, Mutter.« Sie ging hinaus und schloss die Tür leise hinter sich. Obwohl sie sich schon so oft gewünscht hatte, sie mit lautem Krachen ins Schloss zu werfen, hatte sie es noch nie getan.

Während sie gedankenschwer durch die Räume der Wohnung streifte, hielt Celia plötzlich inne. Mit verbundenen Augen hätte sie sagen können, dass sie sich vor dem Musikzimmer befand. An dieser Stelle kippelte das Holz der Eichenriemen im Dielenboden, wenn sie darauftrat. Sie erinnerte sich haargenau, dass es kurz vor ihrem zehnten Geburtstag gewesen war, als das neue Klavier geliefert worden war. Das vordere Rädchen des schweren Instruments war beim Absetzen genau an dieser Stelle aufgeschlagen.

Jetzt klappte Celia den Deckel auf. Sie sah ihren Vater, der ihrem Spiel mit geschlossenen Augen lauschte. Ihre Finger verkrampften sich; sie konnte nicht mehr spielen. Seit Jahren nicht. Sie schloss das Instrument und wischte mit ihrem seidenen Halstuch die Fingerspuren vom schwarz glänzenden Klavierlack. Sie wandte sich ab und verließ den Raum.

Die Wohnung war schon immer riesig gewesen. Celia war das früher nie aufgefallen, weil die vielen Räume und langen Korridore voller Leben gewesen waren. Seit jenem schmerzlichen Tag vor drei Jahren, dem Tag, an dem die Nachricht vom Tod ihres Bruders Gottfried kam, war das anders. Es war eine Wunde, die nicht heilen wollte. Keine sechs Monate später hatte dann das Unglück mit ihrem Vater begonnen. Der erste von mehreren Schlaganfällen.

Sie stand vor der Tür seines Zimmers, die schmale Hand bereits erhoben, um zu klopfen, doch sie zögerte. Es schmerzte so unendlich, ihn in diesem Zustand zu sehen. Aber es musste sein, denn er freute sich immer so, dass er weinen musste, wenn sie ihn besuchen kam. Und dann konnte auch sie die Tränen nicht zurückhalten.

Ich werde dieses Mal nicht weinen, schwor sie sich und klopfte. Ein undeutliches Brummen bedeutete ihr einzutreten.